Weltwochenschau

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 35

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Da brach der Widerstand des Alten. Sein starrer Blick hing wie gebannt am Antlitz des Gegners. Erschöpft ließ er sich auf einen Stuhl niedergleiten.

Und Rudolf sprach mit erhobener Stimme: „Das ist die reine Wahrheit: Meine Mutter gestand mir vor zwei Jahren auf dem Sterbebett, daß sie als blutjunges Mädchen ein Verhältnis mit dem späteren Birkenhofbauer Rudolf Merting hatte. Mir konnte sie nur des Vaters Vornamen geben, denn Rudolf Merting, der reiche Bauernsohn, bestritt vor Gericht die Vaterschaft eines Knaben, schwur einen Meineid und stellte sogar zwei Zeugen, die er — wahrscheinlich mit klingender Münze — zum Meineid verleitete! Birkenhofer! Dein Sohn steht vor dir und fordert Sühne! Verantworte dich!"

Der Bauer saß da wie leblos. Kein Muskel regte sich in seinem Gesicht. Selbst die Augenlider verharrten in ihrer weit aufgerissenen Stellung. Die harten Worte hatten ihn wie Keulenschläge getroffen. Langsam, jede Silbe mühsam herauspressend, sagte er wie zu sich selber: „Jede Schuld rächt sich . . . So schlecht war ich nicht. So nicht! Gehorsamkeit stand hinter mir, ein Drohen und ein starkes Müssen. Der Rest allein gehört mir — mir, dem Unglücksbauer . . .!" —

Veronika packte ein jammerndes Weh, als sie den Onkel so vor sich sah. Sie ergriff Rudolfs Hand und zog ihn mit sich hinaus. Draußen preßte sie seine Hände an ihre heißen Lippen. „Haben Sie Erbarmen mit dem schwergeprüften Mann! Unmenschliches hat er schon ertragen müssen!"

Rudolf hob ihren Kopf hoch. „Sind Sie mir nicht mehr böse, Veronika? Haben Sie wieder Vertrauen zu mir?"

„Ja, tausendmal ja!" nickte sie unter Tränen. „Aber Onkel ist nicht schlecht, nur unglücklich. Bieten Sie ihm Frieden, dann findet sich alles!"

„Ich verlange von meinem Vater nichts, nur sein Haus will ich betreten dürfen, um jederzeit mit dir plaudern zu können!" Bei den letzten Worten hob er ihr Kinn auf und küßte ihr die Tränen aus den Augen.

Sie ließ es mit einem glücklichen Lächeln geschehen . . .

Weltwochenschau

„Rechtsunsicherheit".

Man spricht von einer Verwilderung der internationalen Rechtsverhältnisse und meint damit einen Rückgang in der Entwicklung jener spärlichen Ansätze von Recht und Gesetz im Völkerleben. Daß es erst noch ein eigentliches Recht zu schaffen gilt, daß die Notwendigkeit, Recht zu schaffen, erst mit dem Näherrücken von Volk zu Volk entstanden ist, bemerkt man kaum. Denn die Geschichte marschiert immer, aber der Mensch schläft oft.

Wir werden uns auch nur erst langsam einer andern Tatsache bewußt, die doch täglich an unsere Fenster und Türen klopft: Daß es auch innerhalb der einzelnen Nationen beständige Wandlungen der Verhältnisse gibt, und daß alle neuen Verhältnisse auch Neu-Recht, also richtiggehend „neu geschaffenes Recht" verlangen. Denn was zu Noahs Zeiten noch nicht verlangt wurde, das kann unsere Zeit verlangen. Zumal da auch uns eine „Sündflut" droht . . .

Da gibt es Leute, die sind der Ansicht, man müßte die Leitung der bernischen Spar- und Leihkasse hinter Schloß und Riegel stecken. Und wenn nicht alle Herren dieser Leitung, so doch einen oder zwei. Oder am Ende auch Verwaltungsräte, die „gewußt haben". Wieso das eigentlich von den einen Leuten verlangt, von den andern aber höchstens mit Achselzucken als „erwägenswert" betrachtet wird, kann man sich nicht erklären. Man interessiert sich auch kaum, wenn einen nicht gerade das zerflossene Guthaben bei der Kasse schmerzt. Trotzdem ist es psychologisch sehr interessant, zu sehen, wie die einen sagen: „Einsperren", die andern aber: „Warum eigentlich einsperren"? Es genügt gar nicht, zu sagen, „10 Jahre gefälschte Bilanzen", „getarnte Aufkäufe eigener Aktien" usw. Der Bürger ahnt, daß die „Bank" etwas ist, dessen rechtliche Konturen durchaus nicht feststehen, und daß die frisierte Bilanz bald innerhalb, bald außerhalb des Erlaubten liegen kann. Und daß, wenn eine solche „Frisur" schlechte Zeiten überbrückt und der Leitung ermöglicht in einigen guten Jahren das Manko wieder zu decken und auszugleichen, man Ja und Amen dazu sagt . . .

Aber das ist nur das kleine Bankinstitut, das da mit seiner undeutlichen Rechtsgrundlage vor uns steht. Wie aber steht unsere wirtschaftliche Gesamtorganisation da, wenn wir ermessen, daß es „rechtens" gewesen, den Franken nach dem Dollar- und Pfundsturz „oben" zu behalten und dadurch SBB.- und Bundesschulden, Kantons- und Gemeindeschulden um hunderte von Millionen wachsen zu machen? Namentlich angesichts der einzigen Sommerbilanz unseres Fremdenverkehrs, der Halbjahresbilanz der SBB., den neuen Beschäftigungszahlen in der Maschinenindustrie . . . Saurer-Arbon z. B. vierfache Belegschaft . . . Liegt hier schon fixes „Recht" vor, oder erst eine unklar erfaßte neue Situation, der man mit veralteten Rechtsregeln Meister werden möchte, Regeln, die aber ganz einfach den Verhältnissen nicht entsprechen? Es gibt Leute genug, die behaupten, man hätte die Konjunktur von 1937 schon 1932 haben können . . . wenn das „Währungsrecht" anders gewesen!

Die gelähmten Demokratien.

Als beim Zusammenbruch des römischen Reiches in der Völkerwanderung die Menschheit an einer glückhaften Entwicklung des Diesseits verzweifelte, fand sie Halt im Verzicht auf das Diesseits. „Ob über uns Römer oder Barbaren herrschen, ist gleichgültig. Unsere Heimat ist nicht hier, sondern drüben." Und uns sollte nicht wundern, wenn in den Völkern die große Gleichgültigkeit gegenüber politischen Fragen überhandnähme. Sie wird überhand nehmen, wenn erst einmal die rettenden Demokratien ihre letzte, schmähliche Ohnmacht offenbaren. Wenn es sich zeigt, daß die brutale, entschlossene Minderheit der Gewaltmenschen nicht nur die eigenen entmarkten Völker restlos beherrschen, daß sie auch international sich alles erlauben dürfen. Dann mag es sein, daß wie damals halbe Länder aussterben, weil niemand mehr sich am Leben und an Kindern freuen mag!

Mussolini hat in Palermo anläßlich der großen Manöver eine Rede gehalten. Man möge die abessinische Leiche begraben, aus Gründen der Hygiene, wenn man sich sonst nicht dazu entschließen könne. Kein höflicher Engländer hat ihm geantwortet, was man denn mit dem Urheber dieser Leiche anfangen solle! Nein, London findet die Rede versöhnlich und vielversprechend für die im Herbst beginnenden Verhandlungen. Klar ist sie auf jeden Fall gewesen. Sie fordert zum hundertundersten Mal die Anerkennung des „Impero" einerseits, anderseits die Berücksichtigung der Achse Rom-Berlin, drittens des italienischen und deutschen Willens, am Mittelmeer keine „Abart des Bolschewismus" aufkommen zu lassen.

Diese Forderungen erhebt der italienische Duce in einem Moment, da eine regelrechte Piratenherrschaft unbekannter U-Boote das Mittelmeer von Ost nach West unsicher macht. Eine britische Zeitung hat in unmißverständlicher Weise festgestellt, daß die Torpedierungen britischer und anderer Handelsschiffe immer während der Anwesenheit italienischer Kriegsschiffe vorgekommen seien. Die Türken beraten, weil eine solche Torpedierung im ägäischen Meer vorgekommen. Die öffentliche Meinung in London empört sich gegen die zunehmende Unsicherheit. Aber die Admiralität tut nichts. Und die Regierung auch nichts. Sie wechselt Noten mit Franco wegen gewisser Bombenabwürfe durch rebellische Flugzeuge in der Nähe der algerischen Küste auf einen britischen Dampfer. Franco behauptet, die Regierung besitze in Cartagena einen ganzen Park „franco-mäßig" gestrichener Apparate und lasse ihre Piloten auf seine Kosten sündigen, um Briten und Franzosen mobil zu machen. London erklärt dagegen diese Darstellung als faule Ausrede . . . und tut dennoch nichts.

Warum? Die italienischen Divisionen haben sich in einer neuen Offensive Santander auf 30 Kilometer genähert, und ein neues Stück der Republick wird Franco in den Schoß fallen. Abermals wird Franco um „10 %" wahrscheinlicher der künftige Machthaber Spaniens sein, und genau um 10 % wächst damit die Geneigtheit Englands, dem kommenden Manne gewisse Sünden nachzusehen. Natürlich wird diese Nachsicht gebucht und eines Tages präsentiert, in der Generalbereinigung mit Franco. Denn die Londoner City gedenkt, wie die Regierung, im fascistischen Spanien einen von England Abhängigen zu sehen, so wie das Spanien der Könige von England abhängig war.

Die Beunruhigung der Westmächte durch die Piraterei verlangt indessen, trotz der britischen und französischen Untätigkeit, von Zeit zu Zeit eine neue Ablenkung. Die fascistische Taktik besteht ja darin, die geruhsamen Staaten alten Stils durch immer neue Ueberraschungen zu verwirren und insbesondere dann zu irritieren, wenn sie sich zu positiven Taten aufraffen. Und wäre die positive Tat die Unterhandlung mit dem Duce und am Ende gar mit Berlin, es muß wieder was laufen. Je verwirrter, desto gefügiger werden die Briten sein.

So mag man in Berlin, vielleicht auch in Rom gedacht haben, als man den tschechisch-portugiesischen Konflikt inszenierte. Portugal bricht von einem Tag auf den andern die Beziehungen zu Prag ab. Die Tschechen hätten eine Waffenlieferung an Portugal abgesagt. Eine dritte Macht, die Russen, hätten das in Prag befohlen. Portugals Aufrüstung solle gefährdet werden, angeblich unter dem Vorwand, die Tschechen brauchten jene Waffen selbst. Und unter der beleidigenden Vermutung, Portugal liefere ja doch alles an Franco. Der portugiesische Gesandte in Prag reist nach Wien, der tschechische in Lissabon erhält seine Pässe.

Der Effekt, den die Fascisten erhofft, ist da. Prag muß in Paris und London regelrecht versichern, es sei „keine dritte Macht" im Spiel. Sogar das ist nötig! Unmerklich bleibt die Verleumdung hängen, Tschechien sei eben doch der „russische Flugplatz gegen Berlin". Das Schlimmste aber: Die tschechischen Parteien fallen übereinander her. Rechtsblätter greifen regelrecht die portugiesischen, deutschen und italienischen Versionen auf und suchen die Außenpolitik von Benesch und Hodza zu diskreditieren. Während die Linkspresse der Rechten „sittlichen Hochverrat" vorwirft.

Es ist möglich, daß die „gelähmte tschechische Demokratie" einen Kniefall tut und den Portugiesen schickt, was sie bestellt haben. Trotzdem die Waffenfabrikanten in Brünn und in den Skodawerken ganz einfach gehofft, ein viel besseres Geschäft mit . . . China zu machen. Haben doch Amerikaner und Russen als Garanten für einen großen chinesischen Rüstungsauftrag in Prag gezeichnet! Aber eben, Japan führt heute in China auch nur Krieg „um den Bolschewismus zu bekämpfen". Und deswegen sind in Schanghai heute schon Werte von 1 Milliarde Fr. verbrannt.

Ein militärischer Erfolg Chinas vor Schanghai oder Peking, oder ein nicht zu erwartendes Ueberraschungsmanöver der Basken bei Santander, oder eine ebenfalls kaum denkbare Offensive Miajas bei Madrid . . . eine erfolgreiche nämlich . . . würde allein die heutige britische Kapitulationsbereitschaft . . . und die Lähmung der Demokratien aufhalten. — —an—

Kleine Umschau

Manchesmal ist unser Wochenende ganz eintönig und es gibt nichts anderes als Regen. Manchesmal ist es aber so abwechslungsreich, daß man absolut nicht alles mitmachen kann. Und so war es auch am letzten Wochenende, gewöhnlicher Regen abwechselnd mit kleinen Gewittern, zwischendurch hie und da Sonnenschein und Ereignisse in Massen. Eintönig war nur die Temperatur, und die war für Hundstage unter aller Kritik, die paßte schon eher in den April.

Und unter all den Veranstaltungen, die sich da am Wochenende zusammendrängten, litt wohl am wenigsten unter dem Klima das große Autorennen im „Bremer". Ich weiß nicht, ob die Rennfahrer selber Zeit genug haben um zu frieren oder zu schwitzen, um patschnaß zu werden oder zu Mumien auszutrocknen, das Publikum aber merkt gewiß nichts von allen diesen Rancunen. Es ist so begeistert von der rasenden „Ringsimkreisherumraserei", daß es wahrscheinlich nicht einmal bemerken würde, wenn zwischen dem „Großen Preis von Bern" und dem „Großen Preis der Schweiz" die Welt in Trümer ginge. Und ich begreife das, bei der heutigen ganz auf „Tempo" eingestellten Mentalität vollkommen. Kann man sich überhaupt was schöneres denken als den schnellsten Wagen der Welt, den Weltrekordwagen der Auto-Union, der in der Sekunde 110 Meter macht. Und das gibt 396 Kilometer in der Stunde. Und kann es etwas schöneres geben als mit einer solchen Geschwindigkeit ein Eckhaus zu demolieren? Was darnach kommt, ist gleich: „Après nous le déluge." Ich glaube in einem solchen Moment könnte man nicht einmal mit Dr. Faustus zum Augenblicke sagen: „Verweile doch, du bist so schön!"

Allerdings gilt das alles nur für die Tempo-Enthusiasten. Langfädigere Menschen gingen in die Gartenbauausstellung in der Elfenau. Und dort freuten sie sich der prächtigen Dahlien, Begonien, Blattpflanzen, der brennenden Phloxe und des zwischen den Steinen des Weges hervorquellenden Portulaks. Noch bescheidenere Lebewesen erfreuten sich der stachligen Kakteen, die alle Lebensalter nur einmal blühen und manchmal auch das einemal nicht. So sie aber weiblich und hausfraulich veranlagt waren bestaunten sie den Kräutergarten, mit seinen altmodischen Kräutlein und Wurzeln, mit deren Hilfe unsere Großmütter oder vielleicht auch schon Urgroßmütter so wunderbar schmeckende Suppen, Braten und auch Süßspeisen zubereiteten, wie es heute gar keine mehr gibt. Denn heute hat man doch keine Zeit mehr um mit Genuß zu essen, geschweige denn um mit Sorgfalt zu kochen. Man wärmt sich eine Konserve, schlingt das Zeug hinab, und wenn es dem Magen nicht recht ist, so soll er halt revoltieren.

Am Sonntag aber war neben diesen beiden Attraktionen auch noch ein „Jugend-Sporttreffen" auf dem Schwellenmätteli-sportplatz. Als alter Schwede konnte ich da natürlich nicht fehlen, denn je älter man wird, desto mehr zieht's einem zur Jugend hin. Man beginnt wieder, nicht mehr an den Ernst des Lebens zu glauben und wird selber wieder jung, wenn auch nur geistig, da es körperlich nicht mehr langt. Und da freute ich mich der lebfrischen Jugend, zwischen 17 und 20 Jahren. Und da fiel mir vor allem auf, daß der berühmte Herrenkleiderschneider, den ich vor einigen Tagen interviewte, recht hatte, als er mir, sein sorgenvolles Haupt schüttelnd, sagte: „Damenschneider haben es viel leichter als wir, denn die Töchter Evas sind durch die Bank viel schöner gewachsen als die Söhne Adams." Und ich tröstete ihn damit, daß sie ja doch eben deswegen auch das „schönere Geschlecht" wären. Aber die kleinen Mädels in den kleidsamen Turnkostümchen, — man kann da eigentlich nur mehr in Verkleinerungsformen reden, — waren auch viel lebendiger und begeisterter bei der Sache als die männliche Jugend. Und das ganz gleich, ob sie gerade agierten oder nur zusahen. Beim „100 Meter-Lauf" der jungen Männer z. B. drängten die niedlich gedreßten Zuschauerinnen bis knapp an den Rand der Rennbahn. Und wenn ihr Favorit nachzulassen drohte, dann ging's in allen Tonarten anfeuernd los: „Hopp Hausi, hopp Hausi, hopp!" Und da sie vor lauter Eifer nicht nur mit den Händen auf die Schenkel klatschten, sondern auch ihre zierlichen Oberkörper weit vorbeugten, um die Bahn ganz genau übersehen zu können, kam sofort irgend ein wohldisziplinierter Ordner und drängte sie auf die vorgeschriebenen 2 Meter von der Bahn zurück. Er tröstete sie allerdings mit einem freundlichen: „Ihr cheut ja hinde au möögge, er ghörts de scho." Aber es ist halt doch nicht das gleiche, jemanden aus der Ferne anzueifern oder aus greifbarer Nähe und darum wiederholte sich das fast bei jedem Lauf. Und wie flink und herzig sind die Kleinen beim